



HILARY
BONNER

LÜGEN
SPIEL

PSYCHOTHRILLER

Weltbild

Lügenspiel

Die Autorin

Hilary Bonner hat lange Zeit als Journalistin für britische Tageszeitungen gearbeitet. Bis heute ist sie in gewisser Weise dem Nachrichtengewerbe treu geblieben, denn ihre Psychothriller haben fast immer einen realen Hintergrund. Heute lebt sie mit ihrer Partnerin, der Schauspielerin Amanda Barrie, in London und Somerset.

Hilary Bonner

Lügenspiel

Thriller

Aus dem Amerikanischen
von Sabine Schäfer

Weltbild

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2013 unter dem Titel
The Cruellest Game bei Pan, an imprint of Pan Macmillan, England.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.weltbild.de

Copyright der Originalausgabe © 2013 by Hilary Bonner
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2016 by Weltbild GmbH & Co. KG,
Steinerne Furt, 86167 Augsburg
Übersetzung: Sabine Schäfer
Projektleitung und Redaktion usb bücherbüro, Friedberg/Bay.
Umschlaggestaltung: Johannes Frick, Neusäß
Umschlagmotiv: Trevillion Images, Brighton (© Paul Knight)
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in the EU
ISBN 978-3-95569-503-3

2019 2018 2017 2016
Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Ausgabe an.

Für Shirl
In Liebe, für immer

Eins

Kennen Sie das Gefühl, wenn Sie in ein Haus kommen und sofort mit Sicherheit wissen, dass es leer ist? Dass niemand da ist. Obwohl eigentlich jemand da sein sollte.

So war es an dem Tag, an dem es passierte. An dem Tag, an dem mein Leben, mein schönes, angenehmes Leben, sich für immer veränderte.

Ich hatte vor Kurzem wieder angefangen, als Lehrerin zu arbeiten, nur einen Tag in der Woche, jeden Donnerstag, am Okehampton College, der nächstgelegenen Gemeindeschule. Ich war gerne beschäftigt, wenn mein Ehemann Robert bei der Arbeit war. Obwohl es mich meistens schon genug auf Trab hielt, mich um unser Haus und unseren Sohn zu kümmern.

Es war an einem Donnerstag, dem 3. November 2011. Nach der Arbeit war ich zum Supermarkt gefahren. Wir bauten unser eigenes Gemüse an, und es war bisher ein milder und angenehmer Herbst gewesen, daher hatten wir noch Salat, Lauch, Karotten und jungen Rosenkohl im Beet. Unser Spinat würde den Winter über reichen, und wir hatten Kartoffeln und Äpfel eingelagert. Ich hatte vorgehabt, nur noch ein paar Sachen zu kaufen, mit denen eine gute Mutter einen Teenager versorgen sollte, der sich im Wachstum befindet: Fisch, Huhn und Vollkornbrot. Doch ich hatte außerdem mehrere von den Lieblingspizzen meines Sohnes, einen reichhaltigen Schokoladenkuchen und eine Packung Buttermilcheis mitgenommen. Ich konnte

nie widerstehen, wenn es darum ging, Robbie zu verwöhnen.

Das hatte ich seit seiner Geburt getan. Schließlich hatte ich gedacht, ich würde ihn verlieren, und ich wusste beinahe sofort danach, dass ich kein weiteres Kind bekommen würde.

Robbie, der nach seinem schottischen Vater Robert benannt worden war, für den wir aber immer nur die Kurzform benutzten, war fünfzehn Jahre alt, groß, schwarzhaarig, mit blasser Haut und sah sehr gut aus. Genau wie sein Vater. Wenigstens ich dachte, dass er gut aussähe. Ich fand, dass sie beide sehr gut aussahen.

Er hatte gerade begonnen, seine Probeklausuren für die mittlere Reife zu schreiben, und als ich ging, war er im Haus gewesen und hatte gelernt. Seine Schule legte Wert darauf, dass die Bedingungen für die Probeklausuren so realitätsnah wie möglich waren. Sie setzten den regulären Lehrplan aus und erlaubten es den Schülern - wenn sie gerade keine Prüfungen hatten -, in der Bibliothek zu arbeiten, oder zu Hause, wenn sie Externe waren.

Robbie war ein ruhiger, lernbegieriger Junge. Ein wenig zu ruhig und lernbegierig, mögen einige denken. Er hatte wirklich ein sehr behütetes Leben geführt. Besonders sein Vater hatte dafür gesorgt. Doch Robbie hatte immer ziemlich zufrieden gewirkt. Er hatte sein Schwimmen, worin er hervorragende Leistungen brachte. Er schwamm für seine Schule und für seinen Kreis. Und bisher hatten wir mit ihm keinen jener Teenageralpträume erlebt, mit denen sich anscheinend so viele andere Familien auseinandersetzen mussten.

Es herrschte dichter Verkehr auf der Straße, die zu unserem Haus führte. Wir lebten in einem isoliert stehenden alten Bauernhaus mit ungefähr einem Morgen Land am Rande des Dartmoor-Nationalparks. Das uns am nächsten gelegene Dorf, Blackstone, war beinahe dreizehn Kilometer entfernt. Es war nicht die Art von Bilderbuchdorf im Moor, das im Sommer Touristen anzog. Tatsächlich war es ein eher trostloser Ort. Eine Aneinanderreihung von schlecht zusammenpassenden Gebäuden – ein paar ziemlich herrschaftliche, reetgedeckte Anwesen, mehrere Reihen von kleinen Cottages, eine Kette von Doppelhaushälften mit Kieselrauputz aus den 1930ern und ein paar moderne Bungalows – säumten eine einzige schmale Straße, die an einer Seite einen Hügel hochkletterte und auf der anderen Seite wieder hinunter. Aber es war ruhig und friedlich, und es gefiel uns.

Auf der Highrise Farm, wie unser Haus genannt wurde, konnte es im Winter auch trostlos sein. Sogar noch mehr als im Dorf. Doch es war grandios. Im orangefarbenen Licht dieses frühen Abends, am Ende eines für diese Jahreszeit untypisch sonnigen Tages, war ich darauf bedacht, nach Hause zu kommen, bevor es dunkel wurde. Obwohl ein Hauch von Winter in der Luft lag, der eine frostige Nacht ankündigte, war der Himmel klar und wunderschön.

Natürlich waren es die Lage und das Haus selbst, das aus dem 17. Jahrhundert stammte und in dem noch vieles original erhalten war, die das Anwesen zu etwas Besonderem machten. Doch unser Haus war in jeder Weise traumhaft. Die Küche und die Badezimmer waren alle von meinem Ehemann Robert, der so ziemlich durchgehend an

Highrise arbeitete, wenn er zu Hause war, stilvoll renoviert worden.

Er arbeitete in der Ölindustrie und verbrachte viel zu viel von seiner Zeit draußen auf den Bohrinseln. Doch wir waren uns einig, dass es das wert war. Er war als leitender Ingenieur bei Amaco Limited England angestellt. Ein wichtiger und anspruchsvoller Job, und Robert redete viel mit mir über die Verantwortung und den Stress, die sein Posten nach sich zogen. Er war in die fortschrittlichsten Aspekte der Ölgewinnung aus der Nordsee involviert, und das großzügige Gehalt, das er sowohl für sein Fachwissen als auch für die einigermaßen asozialen Arbeitsbedingungen erhielt, ermöglichten es uns, einen gehobenen Lebensstil zu genießen.

Wenn er frei hatte, so sagte er, würde ihm nichts mehr Freude bereiten, als an unserem Haus zu arbeiten. »Alles, was ich will, Marion, ist ein privates Paradies für meine Familie zu schaffen«, sagte er oft. »Das macht mich einfach sehr glücklich.«

Er hatte sogar, buchstäblich eigenhändig, ein langes, schmales Schwimmbecken gebaut, damit Robbie, von dem wir zumindest annahmen, dass er das Potenzial hatte, ein Schwimmer von internationalem Rang zu werden, zu Hause trainieren konnte.

Robert liebte unseren Garten, der hauptsächlich aus Sträuchern und Rasen bestand, damit er wenig Arbeit machte, wenn er weg war. Doch die Gemüsebeete und das Gewächshaus, sein Stolz und seine Freude, brauchten mehr Aufmerksamkeit, und da dies ein weiterer in einer Reihe von trockenen und relativ warmen Tagen gewesen war, war

es durchaus möglich, dass sie trotz der Jahreszeit gegossen werden mussten. Ich fluchte lautlos, als eine rote Ampel von mir verlangte, wegen Straßenarbeiten auf der A30 anzuhalten.

Eine von den beiden Spuren auf meiner Seite der Schnellstraße war abgesperrt. Warnungen vor Radarkameras säumten den Straßenrand, zusammen mit Schildern für Geschwindigkeitsbegrenzungen. Schön wär's, so schnell fahren zu können, dachte ich ärgerlich, als ich gezwungen war, so weit abzubremsen, dass ich fast zum Stehen kam.

Es schien sich um wichtige Arbeiten zu handeln, die Erneuerung des Straßenbelags und eine Verbreiterung der Spuren, und es sah so aus, als würden sie bis zu den Weihnachtsfeiertagen andauern. Ich schrieb Robbie eine SMS, um ihm mitzuteilen, dass ich etwas später da sein würde. Wir blieben immer in Kontakt, normalerweise mit SMS und mehreren Anrufen am Tag, wenn wir getrennt waren, doch an diesem Tag hatten wir seit dem Vormittag keinen Kontakt mehr gehabt. Ich hatte nicht meine normalen Pausen zwischen den Unterrichtsstunden machen können, da ich für einen kranken Kollegen eingesprungen war, und mir war klar, dass Robbie vermutlich vollauf mit dem Wiederholen des Lernstoffs beschäftigt war und dass das auch so bleiben würde, bis ich nach Hause zurückkehrte, da er am nächsten Tag zwei Prüfungen hatte. Tatsächlich hatten seine Lehrer mir gesagt, er würde seine Probeklausuren mit Leichtigkeit schaffen. Er war sehr klug. Und er war gewissenhaft.

Ich schrieb ihm, dass es Pizza zum Abendessen geben würde, jede Menge. Robbie hatte einen enormen Appetit.

Es erstaunte mich immer wieder, wie viel er essen konnte und wie dünn er dabei blieb. Andererseits war er noch im Wachstum, und er wuchs schnell. Es sah so aus, als würde er sogar noch größer werden als sein Vater, der gute eins achtundachtzig groß war.

Ich blickte immer wieder auf mein Telefon, für den Fall, dass er mir geantwortet hatte. Ich erwartete beinahe, dass er es tun würde, weil er das fast immer tat. Doch ich erinnerte mich daran, wie hart er arbeitete, wenn eine Prüfung bevorstand, ganz zu schweigen von den Probeklausuren für die mittlere Reife.

Während ich fuhr, konnte ich ihn mir so deutlich an dem Schreibtisch vorstellen, den Robert für ihn in seinem Zimmer gebaut hatte. Das Teil war maßgefertigt war, damit es in die Ecke links neben dem alten Kamin passte. Er saß vermutlich völlig versunken über seine Tastatur gebeugt, in genau der Haltung, von der ich immer sagte, er sollte sie vermeiden, besonders da er so ein großer Junge war. Schließlich sollte er sich nicht seinen Rücken ruinieren. Sein rechter Ellbogen lag wahrscheinlich auf dem Rand des Schreibtischs, der Unterarm so, dass er sein Gesicht mit der Hand abstützen konnte. Seine Augen waren vermutlich konzentriert zusammengekniffen und er kaute wahrscheinlich an einem Stift, zerfetzte das Ende mit seinen Vorderzähnen und spuckte gelegentlich Holzsplitter auf den Boden.

Ich lächelte, als ich auf den Hof fuhr und unseren Allrad-Lexus zum Stehen brachte. An Robbie zu denken, brachte mich immer zum Lächeln.

Es war fast fünf Uhr nachmittags, die Sonne war beinahe schon hinter Highrise untergegangen, doch das alte Haus

mit seinen hohen Schornsteinen und dem schrägen Dach bildete immer noch eine ziemlich spektakuläre Silhouette.

Unsere Hündin Florrie, ein Border Collie, kam vom Haus herangetrabt, um mich zu begrüßen. Sie durfte auf unserem Anwesen so ziemlich überall hin, doch wir versuchten, sie von den Schlafzimmern fernzuhalten, da sie wie verrückt haarte. Doch sie hatte ohnehin Farmblut in ihren Adern und zog es daher, besonders bei anständigem Wetter, vor, im Garten herumzustreifen - und manchmal auch etwas weiter weg, fürchte ich – und sich dann auf das weiche Kissen in der Kiste zu legen, die wir auf der Veranda montiert hatten.

Sie strich um meine Beine, als ich aus dem Auto stieg, und fiepte dankbar, als ich ihr den Nacken kraulte. Beladen mit meinen Einkäufen, betrat ich die erhöhte, gepflasterte Terrasse, die Robert direkt entlang der Vorderseite von Highrise gebaut hatte. Florrie folgte mir auf den Fersen.

Die Tür zu dem angrenzenden Schuppen, in dem wir unsere Fahrräder abstellten, war offen und ich drückte sie im Vorbeigehen mit einem Fuß zu.

Die Vordertür war nicht abgeschlossen, und ich schaffte es, sie zu öffnen, ohne meine Einkäufe abstellen zu müssen, indem ich mich mit der Schulter dagegenlehnte und den Türgriff mit meinem Ellbogen herunterdrückte.

Florrie quetschte sich an mir vorbei und rannte Richtung Küche. Es war Zeit für ihr Abendessen, und nach Florries Appetit hätte man den Wecker stellen können. Es gab gerade nur eine Sache, die sie beschäftigte: Futter.

Als ich in den mit Steinfliesen ausgelegten Flur trat, rief ich nach Robbie, wie ich es immer tat.

Keine Antwort. Also rief ich noch einmal. Lauter. Sein Zimmer lag ganz oben im Haus. Er hatte mich vielleicht nicht gehört. Doch irgendwie wusste ich, dass es das nicht war. Ich hielt inne, mit einem unbehaglichen Gefühl. Die Einkaufstaschen wurden mir schwer in meinen Armen. Nein, das war es ganz und gar nicht.

In diesem Augenblick spürte ich, dass das Haus leer war. Und ich wusste, mit überwältigender Sicherheit, dass Robbie nicht da war.

Als ich die Tür zum Schuppen geschlossen hatte, hatte ich gesehen, dass sein Mountainbike an der hinteren Wand lehnte, Robbies einziges Transportmittel, wenn nicht Robert oder ich da waren, um ihn zu fahren. Das Haus lag viel zu weit ab von allem, als dass zu Fuß gehen eine vernünftige Option gewesen wäre.

Auf jeden Fall verließ Robbie das Haus selten ohne einen von uns, und er würde es ganz bestimmt nicht tun, ohne es mir zu sagen. Er hätte angerufen oder eine SMS geschrieben.

Nein, er war oben in seinem Zimmer, zu vertieft in seinen Computer oder seine Bücher, um das Geräusch des Wagens wahrzunehmen, der auf den Hof fuhr, oder mein Rufen zu hören.

Ich schalt mich für meine blühende Fantasie und trug die Einkaufstaschen in die Küche. Ich stellte sie auf der Arbeitsfläche ab, die Robert aus Dartmoorgranit handgefertigt hatte, und streckte meine schmerzenden Arme. Dann kickte ich mit einem kleinen Seufzer der Erleichterung meine glänzenden schwarzen »Schulschuhe« von den Füßen. Sie waren nahezu neu, hatten Absätze, die ich nicht mehr ge-

wohnt war, und fühlten sich am Ende eines langen Tages nicht mehr so ganz bequem an. Dankbar schlüpfte ich in meine ausgetretenen alten Pantoffeln.

In der Küche war es kühl, und als ich die Hand nach dem Aga-Herd ausstreckte, wurde mir klar, dass ich mir das mit Sicherheit nicht nur einbildete. Der Herd war kaum noch warm. Unserer war, heutzutage wahrscheinlich ungewöhnlich, die solide Version mit Festbrennstoff. Wir fütterten ihn mit Holz, hauptsächlich solchem, das wir auf unserem eigenen Land gesammelt hatten, auf dem Platanen, Eschen und Kiefern wuchsen, die von Robert regelmäßig ausgedünnt wurden. Und Robbie hatte anscheinend mal wieder vergessen, ihn zu schüren. Ich öffnete die Tür zur Feuerkammer. Nur noch ein schwaches Glühen, ganz unten. Ich raffte schnell mehrere Handvoll kleiner Holzstücke aus der Kiste neben dem Ofen zusammen, stapelte sie hinein, schloss die Tür und hoffte, dass der Herd wieder zum Leben erwachen würde, ohne dass ich ihn ausleeren und wieder anzünden müsste. Außerdem nahm ich mir vor, Robbie deswegen zu ermahnen, obwohl ich nicht glaubte, dass das irgendetwas bringen würde.

In der Zwischenzeit drückte Florrie ihre Schnauze an mein Bein und blickte mich flehentlich an. Dieser Hund wusste genau, wie er mich kriegen konnte. Gehorsam leerte ich den größten Teil einer Dose Hundefutter in ihren Napf, zusammen mit etwas Trockenfutter.

Dann schaltete ich den Wasserkocher an, um Tee zu machen, und begann, meine Einkäufe auszupacken. Doch ich kämpfte immer noch mit diesem unerklärlichen und über-

wältigenden Gefühl von Unbehagen. Ich ging zum Treppenabsatz und rief so laut ich konnte.

»Ich bin wieder da, Robbie. Möchtest du eine Tasse Tee?«
Keine Antwort.

Ich setzte einen Fuß auf die erste Stufe und war kurz davor, die Treppe nach oben zu gehen. Ich wollte es tun. Doch ich tat es nicht. Stattdessen ermahnte ich mich, mich zusammenzureißen. Ich war einfach nur albern. Sehr albern.

Das Wasser musste mittlerweile gekocht haben. Ich ging zurück in die Küche und bereitete zwei dampfende Tassen mit starkem English Breakfast zu. Doch ich packte weder die Einkäufe zu Ende aus, noch räumte ich etwas davon weg. Ich war mittlerweile in zu großer Eile. Trotzdem sagte ich mir immer wieder, dass ich bald meinen Tee trinken würde, während ich in dem alten Rohrschaukelstuhl in Robbies Zimmer saß und ihm schweigend bei der Arbeit zusah, bis er so weit war, zum Abendessen herunterzukommen.

Das tat ich ziemlich oft. Es schien ihn nie zu stören. Von dem, was ich von den wenigen Müttern erfahren hatte, mit denen ich sprach, hätten die meisten Jungen in seinem Alter das gehasst. Doch Robbie war anders. Unsere Beziehung war anders. Und außerdem unterbrach ich ihn nie. Ich saß nur schweigend da, es sei denn, er sprach mich zuerst an, und blickte hinaus auf das Moor oder blätterte vielleicht durch eins von seinen Fahrrad- oder Schwimmmagazinen.

Der Treppenabsatz bog in einem scharfen Winkel ab, von dem eine zweite, schmalere Treppe zu Robbies Zimmer führte. Florrie hatte ihr Abendessen beendet und war nun in der Lage, sich für andere Dinge zu interessieren als nur

dafür, ihren Magen zu füllen. Sie stürmte hinter mir die Stufen hinauf und schob sich in dem Augenblick an mir vorbei, als ich gerade versuchte, mich um die ungünstige Ecke zu manövrieren. Ich verschüttete ein wenig von dem Tee und fluchte tonlos.

Mit den Bechern in der Hand, die ich wahrscheinlich nicht bis zum Rand hätte füllen sollen, war ich die Treppe natürlich zu schnell hinaufgegangen.

Es war vielleicht unvernünftig, aber ich war so darauf bedacht, Robbies Zimmer zu erreichen, ihn in seiner vertrauten Umgebung zu erleben, zu sehen, wie er sich umdrehte und mich freundlich anlächelte, so wie er es immer tat, dass ich nicht anders konnte, als mich zu beeilen.

Noch einmal ermahnte ich mich, mich zusammenzunehmen, und verlangsamte mein Tempo, als ich die letzten Stufen hinaufstieg.

Die Tür zu Robbies Zimmer stand nur ein paar Zentimeter offen und war vermutlich von Florrie aufgedrückt worden, die ich auf der anderen Seite winseln hören konnte. Später wurde mir klar, dass die Laute, die sie von sich gab, nicht ihre normalen Begrüßungslaute waren. Doch ob ich das gleich bemerkte, weiß ich nicht genau.

Ich klopfte gewöhnlich an, bevor ich Robbies Zimmer betrat. Obwohl ich wusste, dass ich immer willkommen war, obwohl es keine Schlösser an den Türen unseres Hauses gab, nicht einmal an den Badezimmertüren. Niemand hatte mir, soweit ich mich erinnern konnte, viel Respekt erwiesen, als ich fünfzehn war, doch ich versuchte, Robbie nicht nur mit mütterlicher Liebe und Aufmerksamkeit zu behandeln, sondern auch mit Respekt.

Ich konnte jedoch, da ich zwei Becher trug, nicht klopfen.

Stattdessen rief ich.

»Der Tee ist fertig, Robbie. Ich habe die Hände voll. Ich komme jetzt rein, okay?«

Ich stieß die Tür mit einem Fuß auf und war mir derweil bewusst, dass mein Sohn immer noch nicht geantwortet hatte. Seit dem Augenblick, als ich das Haus betreten hatte, hatte ich kein Geräusch von ihm gehört. Das Haus, von dem ich so sicher war, dass es leer war. Das Haus, das sich immer noch so anfühlte, als befände sich kein weiteres menschliches Wesen darin.

Die Tür schwang an ihren gut geölten Scharnieren mit Leichtigkeit ganz weit auf. Alles in unserem Haus war in gutem Zustand. Dafür sorgte Robert.

Ich machte einen Schritt in das großzügige Dachzimmer mit seiner hohen, schrägen Decke und den alten geschwärzten Balken.

Ich bin keine große Frau. Das Erste, was ich sah, waren Robbies Füße. Er trug die Sportschuhe, die ich ihm im letzten Mai zum Geburtstag geschenkt hatte. Es waren schwarze Adidas Originals mit schmalen roten und weißen Zierleisten. Zuerst habe ich wohl nur auf die Sportschuhe geschaut, bevor ich meinem Blick erlaubte, nach oben zu wandern.

Mein Sohn hing von dem zentralen Balken, der sich durch den ganzen Raum erstreckte, sein Rücken zeigte in Richtung der Stabkreuzfenster, die einen so spektakulären Blick auf die Landschaft draußen boten, sein Gesicht, sein armes, verzerrtes Gesicht, war mir direkt zugewandt.

Florrie saß unter ihm und starrte hinauf. Sie winselte im-

mer noch, und jetzt konnte ich deutlich einen kummervollen Unterton heraushören. Vielleicht auch Furcht.

Robbie hing von einem Seil, das um seinen Hals gebunden war. Bizarrerweise erkannte ich es wieder. Es war eine der besonders stabilen Nylonschnüre, die wir zusammen mit anderen neuen Ausrüstungsgegenständen gekauft hatten, bevor er und sein Vater in den Sommerferien mit ihren Fahrrädern zu einer mehrtägigen Campingtour im Moor aufgebrochen waren. Es war erschreckend gelb und glänzend.

Die Schnur hatte sich tief in die Haut unter Robbies Kinn eingegraben, und die Haut zu beiden Seiten davon war aufgedunsen. Sein Gesicht war bereits angeschwollen und hatte eine unnatürliche, grau-lila Färbung angenommen, und seine Zunge hing ihm obszön aus dem Mund. Seine Augen, seine wunderbaren hellblauen Augen, waren weit aufgerissen, traten aber nur leicht hervor und starrten mich an.

Es hing ein unangenehmer Geruch im Raum. Ich erkannte sofort, was es war, und registrierte zerstreut, dass Robbie die Kontrolle über seinen Darm verloren haben musste.

Hinter ihm auf dem Boden lag sein Computer, sein kostbarer iMac, das Glas des Bildschirms war in spitze Scherben zersprungen, als wäre er achtlos und mit Gewalt vom Schreibtisch gefegt worden. Der Schreibtisch, den sein Vater mit so viel Liebe gebaut hatte, musste durch den Raum bewegt worden sein. Er stand jetzt direkt hinter der Stelle, wo Robbie hing.

Es erschien logisch, dass Robbie auf dem Schreibtisch ge-

standen hatte, um das Seil an dem Balken und an seinem Hals zu befestigen, und dann heruntergesprungen war. Sein Kopf hing in einem spitzen Winkel, ruhte beinahe auf einer Schulter. Ich wusste sofort, dass sein Genick gebrochen war. Das war irgendwie überdeutlich, selbst für eine Frau wie mich, die niemals zuvor etwas auch nur im Entferntesten Ähnliches gesehen hatte.

Tatsächlich nahm ich die ganze schreckliche Szene in Sekundenschnelle auf und verarbeitete sie, zunächst jedenfalls, in einer seltsam klinischen Weise.

Für die Schlussfolgerung, was das tatsächlich bedeutete, brauchte ich einige Sekunden länger. Die Tatsache, dass mein schöner Junge tot vor mir hing, war kaum zu fassen.

Als die brutale Realität mich schließlich einholte, sackte mein ganzer Körper zusammen, weil meine Muskeln versagten. Meine Hände, die die beiden Becher mit Tee festhielten, öffneten sich unwillkürlich. Die Becher fielen auf den Holzboden und zersprangen in viele Teile. Kochend heißer Tee ergoss sich über meine Füße und verbrühte, durch den Filz meiner Pantoffeln hindurch, meinen Spann und meine Zehen.

Ich konnte mich schreien hören. Nicht vor Schmerz, sondern aus reiner, purer Verzweiflung. Florrie rannte direkt zwischen meinen Beinen hindurch und die Treppe hinunter, mit noch größerer Geschwindigkeit als bei ihrem Aufstieg. Sie konnte unmöglich verstanden haben, was sie gesehen hatte, war aber ganz plötzlich verzweifelt darum bemüht, wegzukommen.

Ich schrie nur. Immer wieder.

Mein Leben war vorbei, meine Welt zerstört. Hing von einem Balken, von dem ich wusste, dass er einmal ein Teil vom Rumpf eines Schiffes gewesen war, das nach Amerika gesegelt war. Befestigt mit einem Seil, das ein Zelt gegen die Winde des Dartmoors gesichert hatte und jetzt grotesk in dem Gegenzug schaukelte, der durch das Öffnen der Tür verursacht worden war, da die gegenüberliegenden Fenster bereits aufgerissen waren und die unwahrscheinliche Milde eines sonnigen Herbsttages hineinließen.

Mein Junge war tot.

Zwei

Ich habe keine Ahnung, wie lange es dauerte, bis ich mit dem Schreien aufhörte. Danach benutzte ich Robbies iPhone, um den Notruf zu wählen. Es war auch auf den Boden gefallen und lag dort neben seinem kaputten Computer. Ich musste an ihm vorbeigreifen, um es zu erreichen, und dabei streifte ich seinen Körper und brachte ihn noch ein bisschen mehr zum Schaukeln. Meine Hand berührte seine. Sie war eiskalt. Mir wurde schlecht.

Ich versuchte mich herabzubeugen, um das Telefon aufzuheben, aber meine Beine gaben nach. Ich kniete, als ich den Anruf tätigte. Später erschien mir das immer irgendwie angemessen.

Während ich mit der Notrufzentrale sprach, klang meine Stimme, als würde sie jemand anderem gehören.

»Krankenwagen«, sagte ich. »Ich brauche einen Krankenwagen. Es geht um meinen Sohn. Bitte, kommen Sie schnell. Schnell ...«

Dabei wusste ich, dass es keinen Grund zur Eile gab. Mir war bewusst, dass für Robbie jede Hilfe zu spät kam.

Ich blieb in meiner knienden Haltung, während ich darauf wartete, dass sie kamen. Ich wollte das Zimmer verlassen. Und ich wollte meinen Sohn abschneiden und aus dieser obszönen Hängeposition befreien. Doch ich konnte es nicht. Der Telefonist in der Notrufzentrale hatte mir gesagt, ich sollte nichts anrühren, aber das war mir egal. Ich hatte einfach nicht die Kraft, mich zu bewegen. Kaum einen Muskel

konnte ich rühren. Ich schloss die Augen. Ich konnte Robbies Leiche nicht mehr ansehen. Es war beinahe so, als würde ich denken, ich könnte, indem ich meine Augen vor seinem Bild verschloss, die ganze Sache verschwinden lassen. Doch sogar mit geschlossenen Augen konnte ich ihn immer noch dort hängen sehen.

Ich war mir jetzt eines brennenden Schmerzes an beiden Füßen bewusst, an den Stellen, wo der heiße Tee sie getroffen hatte. Auch das war mir egal. Es war wirklich nicht von Bedeutung. Nichts war mehr von Bedeutung. Tatsächlich bezweifelte ich, dass irgendetwas jemals wieder von Bedeutung sein würde.

Es gab jedoch etwas, von dem ich wusste, dass ich die Kraft finden musste, es zu tun.

Ich musste Robbies Vater kontaktieren. Ich musste Robert die schreckliche Nachricht überbringen, und das schnell, obwohl ich wusste, dass ihn das vernichten würde. Vielleicht noch mehr als mich. Falls das möglich war.

Ich konnte Robert nicht anrufen, während er auf der Bohrinsel war – dort gab es keinen Mobilfunkempfang – aber alle Plattformen von Amaco hatten Internet und stellten den Leuten eine W-Lan-Verbindung zur Verfügung. Robert und ich sprachen häufig über eine Skype-Videoverbindung miteinander, von seinem Laptop zu unserem Computer unten im Arbeitszimmer, manchmal auch zu meinem iPad. Wenn ich aus irgendeinem Grund sofort mit ihm in Verbindung treten musste, lief es gewöhnlich so ab, dass ich ihm eine E-Mail schickte und er mich, sobald er konnte, über Skype anrief, entweder auf meinem Mobiltelefon oder unserer Nummer zu Hause.

Ironischerweise sollte Robert an diesem Wochenende nach Hause kommen, in zwei Tagen. In der Zwischenzeit hatte ich kaum eine andere Wahl, als ihm eine E-Mail zu schicken. Ich hielt immer noch Robbies Telefon in der Hand. Ich zögerte nur einen Moment, versuchte, die richtigen Worte zu finden, was natürlich unmöglich war. Ich konnte dem Mann doch nicht per E-Mail mitteilen, dass sein Sohn tot war! Stattdessen entschied ich mich, eine kurze Nachricht zu tippen, in der ich ihn bat, mich dringend anzurufen, und keine weiteren Informationen preisgab.

Die Ambulanz traf nach etwa einer halben Stunde ein, denke ich. Ich hörte, wie die Männer an der Vordertür klopfen und riefen. Ich bewegte mich nicht von der Stelle, sondern verharrte in meiner kauernenden Haltung auf dem Boden. Ich konnte es immer noch nicht. Nachdem ich nicht reagierte, betraten die Rettungssanitäter das Haus. Ich hatte die Vordertür nicht abgeschlossen. Das taten wir selten, nicht einmal nachts. Ich konnte ihre Schritte auf der Treppe hören. Am Telefon war ich gefragt worden, wo im Haus sich mein Sohn befand. Diese Information musste an die Mannschaft weitergegeben worden sein. Sie stiegen direkt bis zu Robbies Zimmer hinauf und fanden mich dort, mittlerweile halb kniend, halb liegend, auf dem Boden zu Füßen meines Sohnes.

Ich war mir undeutlich bewusst, dass Stimmen beruhigend auf mich einredeten und jemand eine Decke um meine Schultern legte. Starke Arme halfen mir auf, und ich wurde aus dem Raum geführt, humpelnd, als der Schmerz an meinen Füßen einsetzte. Ich fügte mich ergeben. Aber

als ich noch einmal Robbies Leiche ansah, schrie ich auf, glaube ich. Ich bin mir nicht sicher.

Zwei Polizeibeamte, ein Mann in Zivil und eine uniformierte Polizistin, tauchten genau in dem Augenblick auf, als wir das untere Ende der Treppe erreichten. Mittlerweile stützte ich mich ziemlich schwer auf die Schulter einer kleinen Rettungssanitäterin, die mir gesagt hatte, dass sie Sally hieße und dass ich mir über nichts Sorgen machen sollte. Was auch immer das heißen sollte.

Ich hatte nicht um Hilfe von der Polizei gebeten, als ich meinen Notruf tätigte, doch anscheinend waren sie bei einem plötzlichen Todesfall immer anwesend. Besonders bei so einem jungen Menschen.

Ich hörte undeutlich, wie Sally, die Rettungssanitäterin, ihnen sagte, ja, der Junge wäre wirklich tot. Und die Leiche befände sich im Obergeschoss. Dann murmelte der männliche Polizeibeamte, dass die Spusis auf dem Weg wären. Besser sicherheitshalber alles überprüfen, bevor man die Leiche bewegte, sagte er.

Ich wusste natürlich, was Spusis waren. Weiß das heutzutage nicht jeder? Spurensicherungsbeamte. Die eingesetzt werden, um gerichtsverwertbare Beweise zu sammeln und zu bewerten. Doch warum wurden sie hier gebraucht? Robbies Tod war doch ganz sicher ein Selbstmord. Wenn sich jemand erhängte, war es das doch immer, oder nicht? Selbst in meinem extremen Schockzustand hatte ich einfach angenommen, dass mein Sohn sich selbst getötet hatte, obwohl ich mir in meiner wildesten Phantasie nicht vorstellen konnte, warum er so etwas getan haben sollte. Doch ich hatte von unerklärlichen Selbstmorden bei jungen Men-

schen gelesen. Sie schienen erschreckend häufig vorzukommen. Wie auch immer, ich konnte nicht klar denken. War weit davon entfernt. Doch ich fing, was vielleicht überraschend war, wenigstens überhaupt wieder an zu denken.

»Was geht hier vor?«, hörte ich mich selbst fragen. »Warum haben Sie die Spurensicherungsleute hinzugezogen? Sie denken doch nicht, dass hier ein Verbrechen verübt worden ist, oder? Wir wissen doch mit Sicherheit, wie mein Sohn gestorben ist. Oder nicht?«

Ich wusste, dass ich dummes Zeug redete. Der Polizist in Zivil unterbrach mich sanft.

»Das ist reine Routine«, sagte er. Dann stellte er sich als Detective Sergeant Paul Jarvis vor. »Ich bin für diesen Fall zuständig«, fuhr er fort und erschreckte mich dadurch, dass er den Tod meines einzigen Sohnes als Fall bezeichnete, nur noch mehr.

Dann machte er eine Geste in Richtung der uniformierten Beamtin. »Das hier ist PC Janet Cox, und Sie müssen Mrs Anderson sein. Ist das richtig?«

Ich nickte. Er raunte PC Cox etwas zu, das ich nicht ganz verstand.

»Mrs Anderson, Sie müssen einen ganz furchtbaren Schock erlitten haben«, sagte sie. »Lassen Sie uns doch in die Küche gehen und uns eine schöne Tasse Tee machen.«

Wenn mein Verstand besser funktioniert hätte und schärfer gewesen wäre, hätte ich gebrüllt, dass ich keine schöne Tasse Tee wollte. Tatsächlich konnte ich mir nicht vorstellen, dass es jemals wieder etwas Schönes in meinem Leben geben könnte. Oder überhaupt etwas, was ich wollen würde.

Doch ich hatte keinen Kampfgeist mehr.

Sally, die Rettungssanitäterin, sagte PC Cox, sie müsse etwas wegen meiner verbrannten Füße unternehmen, das könnte sich richtig übel entwickeln, wenn man sich nicht darum kümmerte. Also gingen wir zu dritt in die Küche, wo ich mich, wie angewiesen, an den großen alten gescheuerten Pinienholztisch in der Mitte des Raumes setzte. Sally kauerte neben mir und zog mir, so vorsichtig sie konnte, meine Hausschuhe und die schwarzen Nylonkniestrümpfe aus, die ich beinahe immer an Schultagen trug. Trotz ihrer Vorsicht lösten sich beim Ausziehen der Strümpfe Hautfetzen. Sally machte beruhigende Geräusche, sagte mir, ich sollte so still wie möglich sitzen, während sie zum Krankenwagen ginge, der draußen parkte, um das richtige Verbandzeug zu holen. Dann verließ sie den Raum. In der Zwischenzeit beschäftigte PC Cox sich damit, den Wasserkocher zu füllen und Becher, Milch und Teebeutel zu suchen.

Sie fragte mich nicht, wo die Sachen sich befanden, und es kam mir nicht in den Sinn, es ihr zu sagen. Als sie einen Becher vor mich stellte, trank ich gehorsam.

Der Tee schmeckte, als hätte sie mindestens sechs Löffel Zucker dazugegeben. Die alte Geschichte, dass Zucker gut bei Schockzuständen sein soll. Ich hasste Zucker im Tee. Selbst in diesem Augenblick, dem schrecklichsten meines Lebens, erinnerte ich mich daran, dass ich Zucker im Tee hasste.

PC Cox zeigte auf die liegen gelassenen Einkäufe auf der Arbeitsfläche und fragte, ob sie die Lebensmittel in den Kühlschrank packen sollte, bevor sie verdarben, und die Eiscreme wegwerfen sollte, die angefangen hatte zu schmel-

zen und eine klebrige Pfütze bildete. Ich machte mir nicht die Mühe, zu antworten. Aber sie tat es trotzdem.

Sally kam mit einer rot-schwarzen Tasche zurück, aus der sie einige Verpackungen mit verschiedenen Verbänden nahm, und begann, die verbrannten Bereiche meiner Füße mit geübter Effektivität zu verbinden.

»Gehen Sie in ein paar Tagen zu ihrem Gesundheitszentrum, damit man nach den Verbänden sehen kann«, wies sie mich an.

Ich nickte unbestimmt. In Wirklichkeit interessierte mich der Zustand meiner Füße überhaupt nicht.

PC Cox machte auch für Sally und für sich selbst Tee, während sie etwas darüber murmelte, dass die Jungs groß genug wären, sich ihren eigenen zu machen, wenn sie nach unten kamen, und setzte sich dann mir gegenüber an den Tisch.

»Nennen Sie mich gern Janet«, sagte sie. »Ich bin nur hier, um Ihnen so gut zu helfen, wie ich kann. Wenn es etwas gibt, was ich tun kann, rufen Sie bitte einfach.«

Ich starrte sie an. *Ja, Sie könnten mir meinen Sohn zurückbringen, wollte ich schreien. Sie könnten meinen schönen Jungen wieder zum Leben erwecken.*

Unter meinem Blick schien sie sich ein wenig unbehaglich zu fühlen. Bizarrerweise fragte ich mich, wie es sein musste, in ihrer Situation mit einer völlig Fremden zu sein.

Sie fragte nach meinem Ehemann. Ich erklärte ihr, dass er auf einer Bohrinself in der Nordsee arbeitete und dass ich bisher nicht in der Lage gewesen sei, ihn direkt zu kontaktieren. Doch ich hätte ihm eine dringende Nachricht per E-Mail geschickt.

»Sie sollten jemanden bei sich haben«, sagte sie. »Jemanden, der Ihnen nahesteht. Gibt es einen Verwandten, der herkommen könnte, oder einen Freund, eine Freundin?«

Ich schüttelte wieder den Kopf. Meine Mutter war gestorben, als ich ein Kind war, die Großmutter, die mich aufgezogen hatte, war auch schon seit vielen Jahren tot, und ich hatte keine Brüder und Schwestern.

Der einzige Verwandte, der noch übrig war, war mein Vater, der in dem Dorf Hartland an der Küste von North Devon lebte, mehr als eine Stunde entfernt. Er betete seinen Enkel an, und er war, wie ich wusste, in Krisensituation keine große Hilfe. Der nächste Albtraum, der auf meinem Programm stand, war, ihm das mit Robbie zu erzählen. Ihn in der Nähe zu haben, würde alles noch schlimmer machen.

Im Dorf gab es Leute, die ich entfernt kannte und grüßte, und dann waren da die Eltern von einigen der anderen Schüler in Robbies Schule, aber keiner von ihnen konnte auch nur im Entferntesten als Freund betrachtet werden.

Wir waren eine eng verbundene, glückliche kleine Truppe, unsere kleine Familie. Wenigstens hatte ich das immer gedacht, bis zu diesem grauenhaften Abend. Selbst Robbie hatte, jedenfalls soweit ich wusste, nur wenige Freunde und ganz sicher niemanden, den er mit nach Hause brachte.

Robert hatte nicht gern Besuch, wenn er zu Hause war. Die gelegentlichen Aufenthalte meines Vater ertrug er mit angemessener Höflichkeit. Allerdings hatte er keine Regeln für die Zeiten festgelegt, wenn er weg war. Er wollte nur, dass wir beschäftigt und glücklich wären, sagte er.

»Aber wenn ich zu Hause bin, habe ich meine Familie gerne ganz für mich allein«, hatte er mir und Robbie wiederholt gesagt. »In unserem eigenen kleinen Stück vom Paradies.«

»Eine Nachbarin vielleicht?«, fragte Janet Cox beharrlich.

Ich starrte sie weiter an und machte eine Handbewegung zu dem Fenster am anderen Ende der Küche, wo die Lampen nicht angeschaltet worden waren. Man konnte immer noch ziemlich gut hinausschauen. Obwohl es dunkel geworden war, blieb der Himmel so klar, wie ich erwartet hatte. Das Dartmoor breitete sich vor uns aus, in Silber und Schwarz, jetzt vom Mond und den Sternen beleuchtet, seine deutlich sichtbaren schroffen Felstürme ragten in einen unheimlich hellen Nachthimmel, wie auf einem Gemälde aus der Tate Modern.

»Unsere nächsten Nachbarn sind fünf Meilen entfernt«, sagte ich. »Bei uns herrscht nicht wirklich ein ständiges Kommen und Gehen.«

PC Cox, die ich nicht einmal in Gedanken mit Janet ansprechen konnte, sah verblüfft aus.

»Es muss doch irgendjemanden geben«, sagte sie. »Wir können Sie nicht alleine hier lassen. Die ganze Mannschaft wird bald gehen. Ich schätze, ich könnte noch ein bisschen bleiben, ich muss den Boss anrufen ...«

Diese Janet Cox hatte etwas Nerviges an sich. Ihr unpassend wuscheliges blondes Haar, das den steifen Kragen ihrer Uniform streifte, ihre eifrige Entschlossenheit zu helfen. Sie benahm sich eher wie eine gestresste Sozialarbeiterin als wie eine Polizeibeamtin.

Es war vielleicht seltsam, dass ich mir zu einer solchen Zeit derartiger Dinge bewusst sein konnte, aber so war es.